



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 11

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

November 1950

Berend Christopfer Hey, erster Erbauer eines Sommerdeiches

Berend Christopfer Hey am 18ten Jüng 1814

Eine gelbte und feste Knabenhand hat einst obige Zeile geschrieben: „Berend Christopfer Hey, den 18ten Jüng 1814“. Das war bald nach Abzug der französischen Besatzungstruppen, nach wildbewegten Kriegsjahren im Zeichen des Eroberers Napoleon. Der fünfzehnjährige Junge, der dies schrieb, hat also jene Hunger- und Leidenszeit unserer Heimat wissend miterlebt. Er war in Cappel-Neufeld zu Hause. Als im Kurfürstentum Hannover im Jahre 1814 friedvolle Zeiten begannen, hatte der Vater ihn von seinem Deichhof nach Bremen begleitet und ihn zu seiner Fortbildung dem dortigen Organisten Johann Philipp Schulz anvertraut. Hier im kleinen Flecken Süd Land Wursten übte er sich nun in arithmetischen und geometrischen Schulaufgaben, lernte die Regula de Tri und gar Wechselkurve, indem er Hamburger Kurantmark etwa in englische Pfund umrechnete. Mit Lineal und Dreieck zeichnete er Dreiecke und Vierecke, um ihre Fläche zu berechnen. Auch wurden ihm „Püttrechnungen“ aufgegeben, damit er auf dem Papier die aus den Pütten gewonnene Deicherde nach Kubikfuß ermittelte. Solche Aufgaben bereiteten dem Jungbauern ein Vergnügen; hatte er doch zu Hause am Capper Außendeich als Junge oft zu sehen, wie Tagelöhner und Hausleute zum Ausbessern der Deiche Erdschollen im Püttentraum des Außendeiches mit Spaten aushuben, um sie in pferdebespannten, zweirädrigen Sturzkarren zum Deich zu fahren. Gleich stand ihm das vertraute Bild des väterlichen Deichhofes wieder vor Augen, wohin seine Gedanken und Wünsche oft abirrten. Lag doch dort einmal seine Lebensaufgabe, für die er in Bremen lernte!

Es ist nicht verwunderlich, wenn man im Land Wursten einen mathematisch so begabten Schüler später zum Deichgeschworenen wählte. Kaum ein Wurster Hausmann, der im Neufeld anfällig ist, kann diesem Amt entgehen. Hier schien es nun zu einer Zeit an den Richtigen gekommen zu sein, als es für Wurster Deichgeschworene wichtige Arbeit genug gab. Das war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Man hatte sich die Aufgabe gestellt, die Wurster Seedeiche höher und breiter zu machen, so wie wir sie heute kennen. Man wollte nicht noch einmal eine solche Katastrophe wie die Überslutung des Landes durch die Sturmflut vom 3./4. Februar 1825 erleben! Sommer um Sommer, wenn die Saatzeit vorüber war, begann dann an einer vorher bestimmten Stelle die Deicharbeit aller Deichpflichtigen des Landes. Vom Sommer 1833 an war der Capper Seedeich an der Reihe. Da traf Berend Christopfer Hey die Wahl als Deichgeschworenen, nachdem er eben als Jüngster den väterlichen Hof übernommen und geheiratet hatte. Seine junge Frau Catharina, Tochter des Ostfiedter Hofbesizers Nicolaus Mangels, sah ihren Mann hinfür im Sommer nur selten zu Hause — außer zu den Mahlzeiten. Von früh 5 Uhr bis abends um 6 Uhr ließ ihm sein Deichgeschworenenamt keine Ruhe: da war er im Außendeich dabei, mit der Wurster halben Ruthe Pütten auszuweisen, das Profil des verstärkten Deiches aufzuweisen und einbilden zu lassen. Viele schwere und verantwortungsvolle Wochen und Monate füllten die Sommer dieser Jahre aus. Der in Bremen geübten Theorie folgte hier die Praxis des Deichbaues und der Deichverstärkung!

Schon lange wollte ich dem weiteren Wirken des jungen Deichgeschworenen und Hausmannes Berend Christopfer Hey nachspüren, nachdem mir jene Rechenaufgaben seiner Schulzeit in die Hände gekommen waren. Nun lud mich ein Brief, seinen Spuren auf dem Capper Außendeich und auf seinem Hof nachzu-

gehen. Eine sommerliche Wanderung führte mich über die weite, salzluftgefüllte Fläche des nördlichen Wurster Außendeiches, die auch ob der Fruchtbarkeit der durch einen Sommerdeich geschützten Grasweide eindrucksvoll war. Nun stieg ich in Cappel-Neufeld die steilern, steile Deichtreppe vom Seedeich herunter und sehe unmittelbar vor mir das Wurster Gehöft, das mir schon aus meiner Jugend vertraut ist. Noch steht zwischen zwei Scheunen das alte Wohnhaus, strohgedeckt, das seine Giebelseite dem Seedeich zuwendet. Aber der großen Tür und unter dem grün gestrichenen Giebel lese ich in großen Eisenankern auf dem roten Mauerwerk die Jahreszahl 1845. Dann muß also Berend Christopfer das Wohnhaus erbaut haben — kommt es mir in den Sinn. Auf der dämmerigen, kühlen Lehm-diele begrüßt mich der Besitzer, Theodor Becker. Ich folge gern seiner Einladung zum Näherkommen. Bald sitzen wir in der Wohnstube des Hofes bei ruhigem, sachlichem Gespräch über den Außendeich beieinander. Bald liegen vor mir auf dem Tisch viele Deich- und Hofpapiere, teils vergilbt, meist frisch wie von gestern. Der kostbare Besitz wird sorgsam im Eisenschrank verwahrt. Aus ihnen lerne ich jetzt den Deichbauer B. C. Hey kennen, dem wir schon als Schüler und Deichgeschworenen begegnet sind. Er war einst Besitzer dieses Hofes und ist, wie vermutet, der Erbauer des Wohnhauses. Sein Enkel Theodor Becker kann mir noch manches Wissenswertes von ihm berichten — kleine Züge zwar —, aber sie lassen den Ernst und die Zähigkeit erkennen, mit der dieser einst gegen viel Widerstand ein für die Neufelder bedeutsames Werk durchsetzte: er war der erste Erbauer eines Sommerdeiches in Wurster Neufeld.

Die Hofakten sagen mehr als die Familienüberlieferung. Noch vor hundert Jahren war es um den Außendeich traurig bestellt! Wie seit Jahrhunderten wurde die Grasung gemeinschaftlich von allen Neufelder Interessenten, d. h. Landbesitzern, betrieben. In jedem

Frühjahr bestimmte eine Versammlung der Landbesitzer, wieviel ein jeder an Pferden, Hornvieh oder Schafen austreiben durfte. Und jeden Sommer war die Weide bald kahl und gab nur kümmerliches Futter. Das Vieh kam im Herbst oft magerer in den Stall als es ihn im Frühjahr verlassen hatte. Trotz aller Strafandrohungen und Aufsicht der Deichdeputierten blieb der oft von Fluten überschwemmte Außendeich eine kärgliche Weide, ungeeignet für Fettvieh und Milchkühe. — Zwar hatte schon der Vater unseres Berend Christopfer, mit demselben Vornamen, eine private Aufteilung der Gemeinweide beantragt. Aber alle übrigen Interessenten waren dagegen. So konnte er den Plan nur seinem jüngsten Sohn und Erben nahelegen. Erst als die erwähnte Deichverstärkungsarbeit im September 1849 mit einer feierlichen Deichschau beendet war, erst dann kam die Zeit für die Wiederaufnahme des väterlichen Antrages.

Es bedurfte unzähliger Einzelgespräche mit Nachbarn und Freunden, der ganzen Bereitsamkeit des sonst schweigsamen Mannes auf der entscheidenden Versammlung der Interessenten, bis er schließlich wenigstens eins erreichte: wenn seine Nachbarn schon nicht selbst die Aufteilung des Außendeiches vornehmen wollten, so ließen sie es wenigstens zu, daß er allein seinen Anteil erhielt. Nun ging er gleich einen Schritt weiter als sein Vater. Wenn schon aufgeteilt, dann auch mit einem Sommerdeich umgeben! Er allein wollte es mit seinen Leuten vormachen, wenn das Unternehmen auch für den einzelnen viel kostspieliger und arbeitsreicher war als für mehrere! Sein fester Wille setzte es durch und brachte ihm in letzter Stunde noch in zwei Vettern Hey zwei Bundesgenossen. Sie schlossen sich seinem Vorgehen an und beantragten auch für ihre Anteile am Außendeich die Abtrennung und den Sommerdeich. So waren es insgesamt 52 Hektar Außendeichsweide, die im Jahre 1855 aus dem gemeinen Cappel-Neufelder Außendeich ausgeschieden. Bald sah man die drei Vettern Hey mit ihren Arbeitern beim Graben der Gräben und Aufwerfen der Sommerdeiche. Berend Christopfer war der Kopf des großen Unternehmens. Unter technischer Beratung des Seestemünder Wasserbauinspektors Dincklage bestimmte er das Profil des nach beiden Seiten gleich flach abfallenden niedrigen Deiches. In seinen

„Je mehr man voneinander weiß“

Jeder Auslandsdeutsche wird bestätigen: Dies war die Hauptschwierigkeit nach der Ankunft im fremden Lande, sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken. Man mußte in fremden Lauten sprechen und denken. Man mußte liebe Gewohnheiten aufgeben und manches tun, was man nicht gern tat. Man mußte bisher unbekannte Gesetze beachten und darüber hinwegsehen, daß man nicht als gleichberechtigter Vollbürger anerkannt wurde. Schwere und entzagsvolle Arbeit von mehr als einer Generation kostete es die Einwanderer in allen Ländern der Erde, bis sie oder ihre Nachkommen sich richtig einlebten und wohlfühlen konnten in der neuen Heimat.

Vor demselben Problem der Verheimatlichung stehen die Ostvertriebenen in Westdeutschland, obgleich sie als Deutsche in deutsches Land gekommen sind. Aber die landsmannschaftlichen Unterschiede sind beim deutschen Menschen sehr groß, und von wechselseitiger Liebe kann man nicht gerade sprechen. Die landwirtschaftliche Betriebsführung in Schlesien oder Ostpreußen ist anders als die niedersächsische. Daß sie umweltgebunden ist, wird oft vergessen. Man hält das Gewohnte für das Beste und kritisiert sich gegenseitig. Der Westen pflegte von seher den Osten als rückständig zu bezeichnen. Und die Ostvertriebenen glauben nunmehr feststellen zu müssen, daß der Westen viel weniger fortgeschritten sei, als man früher geglaubt hatte. Man wußte eben zu wenig voneinander. In überheblichem Selbstbewußtsein hält jeder

seine Form der Lebensgestaltung für die bessere. Und so ergeben sich tägliche Reibungen, weil keiner nachgeben und sich in die vorhandenen Verhältnisse schicken will. Darin liegt die Tragik unserer Tage. Sie wäre vermeidbar, wenn beide Teile: Vertriebene und Einheimische sich bewußt wären, daß sie einander helfen müssen in der Frage der Verheimatlichung. Vom Ausländer kann man es nicht verlangen, daß er dem welfens-fremden Einwanderer hilfreich begegnet, obgleich auch dies geschieht unter christlichen Menschen. Aber von Deutschen muß man erwarten dürfen, daß sie Deutschen alle mögliche Erleichterung bieten, um ihnen das Einleben in ungewohnte Verhältnisse zu ermöglichen.

Vom Heimatgedanken her scheint mir allein der Weg zur Verständigung zu führen. Die Vertriebenen sollten die heimatkundlichen Veranstaltungen der Männer vom Morgenstern besuchen, um Landschaft und Menschen Niedersachsens kennenzulernen. Und die Einheimischen sollten die Kulturabende der Ostvertriebenen-Landsmannschaften nicht versäumen. Je mehr man voneinander weiß, um so besser ist das Problem der Verheimatlichung zu lösen. Und das zu tun erübrigt sich keineswegs, wenn auch Optimisten glauben, die Ostvertriebenen werden bald wieder in ihre Heimat kommen. Wechselseitiges Verstehen der landsmannschaftlichen Eigenart hilft, das Grundübel der Deutschen, die Zwietschkeit untereinander, zu überwinden. Dazu sollte jeder, der das Vaterland liebt, beizutragen gewillt sein.

Dr. Rose

Gedanken war es ausgedacht, daß jener den hohen Meereswellen nicht standhalten, sondern von ihnen überströmt werden sollte. Auch die Anlage des Grabens, der den Püttentraum am Deichfuß zu entwässern hat, war zuerst von ihm geplant. So wie wir draußen den Sommerdeich sahen mit dem System des kleinen Grabens hinter dem Deich, den Längsgräben als seitlichen Grenzen der Anteile und dem Graben unter dem Seedeich — das alles ist sein Werk. Erst später wurde es von anderen nachgeahmt. Schon in den ersten Jahren erlebte Berend Christopfer Hey die Freude des Gelingens: der Heysche Außendeich hob sich durch üppigen Graswuchs von allen übrigen ab. Nun lag der Vorteil vor aller Augen. Als nächste folgte die benachbarte Staatsdomäne Lietherhof seinem Beispiel und in den folgenden Jahren bis 1872 auch die übrigen Neufelder.



Berend Christopfer Hey

In seinen Jahren wird es gewesen sein, als ihn die Seinigen oft die steinerne Treppe zum Seedeich vor seinem Hof ersteigen sahen. Dann ruhten die Augen des nun schon bejahrten Mannes befriedigt auf dem Rindvieh, das draußen hinter dem Sommerdeich grasete. „Se liggt all wedder, se sünd satt“, kam es leise über seine Lippen; es war ihm ein Zeichen für den Nährwert der neuen Weide hinter dem Sommerdeich, während die übrigen Rinder der Nachbarn noch weiter das kärgliche Gras rupften. Wie man in der Familie erzählt, machte er keinen Weg über den Deich, zu dem er nicht eine Schaufel mitführte; hier

war ein Grassoden des neuen Sommerdeiches zu erneuern, dort ein Maulwurfshaufen zu zerschlagen oder eine Lücke in der Grasnarbe mit fruchtbarem Schlick zu füllen! Ja, als ihm seine Frau einmal einen Semmelteig anvertraute, den er zum eben geheizten Backofen des Nachbarn-Sielken unter dem Deich bringen sollte, sah man ihn damit über den Seedeich steigen und den langen Umweg zum Sommerdeich entlang nehmen — seine vollen Gedanken waren bei dem endlich ausgeführten Werk, das ein ganzes Menschenleben hindurch von seinem Vater und ihm verfolgt worden war!

Bevor ich von dem Hof Abschied nehme, werfe ich noch einen Blick auf das an der Wand der Wohnstube hängende Bild des verdienten Mannes. Es ist nur eine kleine Photographie, ein Altersbild aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf uns gekommen. Der hagere, mittelgroße Mann sitzt gebeugten Rückens, still ergeben und in sich gekehrt mit gefalteten Händen vor uns. Ein schwarzer, schlichter Rock mit der schwarzen Halsbinde und doppelt geknöpften Weste unserer

Urgroßväter kleidet ihn. Ein schmaler Kopf mit schon lichte, weißem Haar und einer etwas vorspringenden Nase wendet sich uns zu; man glaubt die stille Energie zu erkennen und sieht, daß auch tiefes menschliches Leid ihm nahegekommen ist. Denn in seinem letzten Lebensjahrzehnt hat es viel Unglück in seiner Familie gegeben. Innerhalb weniger Jahre mußte er um eine verheiratete Tochter, Mutter von sechs kleinen Kindern, trauern und dazu um seinen einzigen Sohn, der während seiner Soldatenzeit bei den Königsulanen in Hannover von einer ansteckenden Krankheit schnell hinweggerafft wurde. Als ganz schlicht und sparsam, häuslich und schweigsam, von christlichem Sinn erfüllt kennt ihn die Familienüberlieferung. Sein Gedächtnis lebt nicht nur in der verbreiteten Wurster Familie Hey weiter, sondern auch in den Familien Gerken, Iken, Becker, Eberhardt und von Lehe, die teils in Land Wursten, teils in den Vereinigten Staaten weiterblühen, in seinen Arentkeln und deren Nachkommen. Aber wie dürftig und unbestimmt würde bald die mündliche Überlieferung über diesen Mann bleiben, wenn sie nicht ihre Stütze fände in seinem schriftlichen Nachlaß auf seinem Deichhof in Cappel-Neufeld! — Nicht nur die Nachkommen Berend Christopfer Hey, auch die Heimatforscher wissen seinem Enkel Theodor Becker Dank dafür, weil er ein so zuverlässiger Hüter seiner wertvollen Schriftstücke ist!

Schon während des ersten Weltkrieges hat ein Heimatforscher, der als Landsturmmann einer Küstenschutzkompanie hier Quartier fand, der spätere Morgensternkonservator Dr. August Köster, sie benutzt und daraus eine lezenswerte Darstellung der Erbauung der Wurster Sommerdeiche für unser Morgenstern-Jahrbuch 17 (erschienen 1916) geformt. Auch Heimatforschsteller haben daraus geschöpft. Wieviel lebendiger wird uns unsere Landschaft, wenn wir auch die Menschen kennenlernen, die sie einst gestaltet haben! So wird auch der Schöpfer der Sommerdeiche in Wurster Neufeld — Berend Christopfer Hey — nicht vergessen.



Das Hey'sche Gehöft

Bild: E. v. Lehe

Dr. Erich von Lehe, Hamburg

Zu den frühesten Kirchengründungen zählt Bramstedt

Als Karl der Große die Sachsen zum Christentum zwang, gründete er, die Lehre zu festigen, an solchen Stätten, die den Germanen heilig waren, Kirchen. Zu den frühesten Kirchengründungen zählt Bramstedt. Hier befand sich das Heiligtum eines Gottes Lür-Lür, von dem wir sonst wenig wissen. Noch vor 80 bis 100 Jahren sangen die Kinder in Bramstedt den Vers „Lür-Lür bost für!“ Zum erstenmal wird Bramstedt in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Bremen-Hamburg vom 10. März 1072 genannt. Der Kirchenfürst beurkundet darin, daß er zum Gedächtnis seiner 15 Vorgänger von Willehad bis Bezela und zu seinem eigenen Seelenheil den Hof Bramstedt mit allem Zubehör samt den Zehnten in Bramstedt, Ocinga (lag bei Rechtenfleth, ist verschollen), Nüchel und Turrenfleth (gemeint ist Tuffensfleth, auch verschollen, zwischen Rechtenfleth und Neuenlande) mit der Bestimmung geschenkt habe, daß an den Gedächtnistagen Geschenke an die Stiftsgesellen und die Armen zu verteilen seien. Als solche Geschenke fehte er fest: 30 Weizenbrote, zwei dreijährige Schweine, ein einjähriges Schwein mit einem Ferkel, vier Hennen, 50 Eier, fünf Krüge Met und 20 Krüge Bier.

Die Obedienz soll einem Mitgliede des Domstiftes überantwortet, der Überfluß zur gemeinsamen, also kirchlichen Nutzung verwendet werden. Hier taucht zum erstenmal die Bezeichnung Obedienz auf. Sie bedeutet einen kirchlichen Amtsbezirk, der einem höheren Geistlichen unterstellt war. Hier war es ein Mitglied des Domstiftes, ein Domherr. Ihm wurde die Obedienz zur Nutznießung übergeben mit der erwähnten Auflage. Wenn es dann weiter heißt, daß er die Pfarre in Bramstedt verwalten, am Altar das tägliche Meßopfer verrichten und die ewige Lampe versorgen solle, so ist das nicht so zu verstehen, daß es der Domherr selbst tun mußte. Er beauftragte damit einen niederen Geistlichen, während er sich selbst am erzbischöflichen Hofe in Bremen oder Bremervörde aufhielt.

Aber den Umfang der Obedienz Bramstedt gibt dann gut 30 Jahre später eine andere Urkunde Auskunft. Im Jahre 1109 — nicht 1105, wie seither angenommen wurde — bekundet Erzbischof Friedrich von Bremen-Hamburg, daß zwei zur Kirche von Bramstedt gehörige Kapellen auf Geheiß seines Vorgängers errichtet wurden unter der Bedingung, daß der Mutterkirche kein Nachteil daraus erwachse. Die eine war die zu Thiedolfsstorp (Dedesdorf), die auf Klagen des Herzogs Bernhard II. von Sachsen über die schwierigen Wegeverhältnisse und die sumpfige Gegend, die andere auf vermehrte Klagen über schlechten Kirchenbesuch als Bethaus (Oratorium)

zu Sandstedt mit Zustimmung des Pfarrers in Bramstedt gebaut wurde. Demnach wurden die ersten Gotteshäuser in Dedesdorf und Sandstedt vor dem Jahre 1100 errichtet. Diese Tochter sei der Mutter zu Unrecht entzogen, heißt es in der Urkunde weiter, so bestätige er — der Erzbischof — für die Kirche von Bramstedt die Zugehörigkeit folgender Orte. Hier werden nun die Orte der Reihe nach aufgezählt und die allermeisten erstmalig genannt. Dadurch gewinnt diese Urkunde für die Geschichte unserer Gegend die allergrößte Bedeutung. Deshalb sollen die Namen so wiedergegeben werden, wie sie damals niedergegeschrieben wurden und ihr Sinn gedeutet werden.

Bursati = Birsten, der Bauernsitz. Drepti, sati = Driftsethe, die an der Drepte, der Drift saßen oder wohnten. Utlide = Uthlede, die aus Hliden, stedi, das ist Lehnstedt, kamen. Hascvarte = Alschwarden, die Eschenwurt. Rechtebe = Rechtebe, rechte Senkung. Wirsebe = Werfabe, linke Senkung. Uffenvurthe = Offenwarden, Wurt des Uffo. Santstedt = Sandstedt, sandige Stätte, vgl. die Sande an der Weser, Hammelwarderand. Butli = Büttel von bodal: Haus, lag dicht bei Sandstedt, von der Weser verschlungen. Rechtenfleth = Rechtenfleth, am rechten, d. i. geraden Flußlauf. Brekhuse, Nigenlande, Aligwerfen und Crenesse sind alle untergegangen und leben zum Teil noch in Flurnamen fort, wie Crenesse in Kärnische. Ocinga wird nicht mehr genannt, muß also schon verschollen gewesen sein. Aldendorf = Oldendorf, das alte Dorf. Thiedelvisstorp = Dedesdorf, Dorf des Thiedolf. Eidenwurth = Eidwarden, Wurth des Eide. Butli = Büttel, von bodal, das Haus. Nienlant = Neuenlande, das neue Land, nicht zu verwechseln mit dem schon erwähnten Nigenlande. Wiemessthorpe = Wiemsdorf, Dorf des Wiemar, Wymer. Slietsete = Fleeste, die am Fleet, hier an der Lune saßen oder wohnten, vgl. Driftsethe. Lunehusen = Lanhausen, das Haus an der Lune. Statile = Stotel, stat etwa Stätte, le Abkürzung von loh, also Waldstätt. Scathenebutli = Schaart = Schwingenfeld. Luidenesla = Nesse, Vorprung, Spitze. Lude ein Personennamen. Wittstedt = Wittstedt, die weiße Stätte inmitten einer dunklen, sumpfigen Umgebung. Holena = Hollen, von hultva, Sumpf. Bochlo = Bokel, Buchenholz oder wald. La = Lohe, Gehölz, Wald. Lubberstedt = Lübbertstedt, Stätte des Luitbrecht. Achenstedt = Aistedt, von ach, ah, fließendes Wasser, die Willerbecke. Harrendorf, in der alten Form Hornendörpe, geht auf eine Flurbezeichnung zurück, etwa Horn oder Hörne in der Bedeutung, Spitze, Vorprung, also das Dorf auf einer

vorgeschobenen Spitze, also gleich Horn bei Bremen, Horn bei Hamburg. Und man denke auch an die Ortsbezeichnung Bremerhorn, nicht weit von Harrendorf. Seneno = Sinna, von fenno, Moor. Alpenstede = Albstedi, Stätte des Albo, Adalbert. Hagan = Hagen, die Hecke. Waldesbutli = Wulsbüttel, das Haus, die Siedlung im Walde. Hlidenstedi = Lehnstedt, die Stätte an der Lieth, am Abhange. Sethorp = Seedorf, einstelliger Hof, Name schwer zu erklären, da kein See in der Nähe. Nicht genannt wird der Sitz der Obedienz, Bramstedt, wohl nicht von Braham, Ginsten, sondern wie Bremen von der Randlage, auf dem hohen Ufer der Gackau. Weiter fehlen in der Urkunde von 1109 Dorf, hagen, Kassebruch, Hoope und Heine. Eine Reihe von Forschern huldigt der Ansicht, daß mit Hagan nicht das heutige Hagen, sondern Dorshagen gemeint sei. Nach dieser Auffassung wäre Hagen, später auch Dammhagen genannt, nach 1109 infolge des Baues des erzbischöflichen Jagdschlusses entstanden. Auch Kassebruch wird jünger sein als seine Nachbarorte. Heinrich Schriever glaubt den Namen so erklären zu können, daß ein Karsten von Wersebe hier die erste Siedlung angelegt habe. Tatsächlich wird Kassebruch zuerst im Jahre 1431 als Kerssebroke erwähnt. Nun gab es nach Heinke-Cascorbi schon 1262 eine Familie von Kerssebrok, ob sie zu Kassebruch in irgendeiner Beziehung stand, wird wohl immer eine offene Frage bleiben. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß sie ihren Namen aus derselben Quelle herleitet wie unser Ort, nämlich von Kerssebrok in seiner Bedeutung als Kirchchenbruch. So erklärt es Dr. E. Rätter in der Stader Heimatkunde (Bremen 1909) und Dr. R. Cappel in den Kunstdenkmälern der Provinz Hannover (Hannover 1939) Band II Kreis Wesermünde. Hoope, vermutlich auch erst nach 1109 entstanden, bedeutet eine ringförmige Stelle, wo sich etwas zusammenfindet. Heine bedarf keiner Erklärung.

Diedrich Steilen

Niederdeutsche Sprüche

„Hol di an de Lettern, de Heben is to hoch“, sä de But, do smeet hei mi'n Törwagen üm.

Ein gutes Wort von Hof zu Hof, zur rechten Zeit, vertreibt all' Feindseligkeit.

„Ei, is'n Ei“, sä de Köster, do nöm hei dat Goosei!

Water is Segen, Water is Not,
Lot us den Segen, moor us vor Not.

Verfunkenes Land steigt aus den Fluten

Nicht weniger als 15 Dörfer weiß D. Steilen in seiner „Niederweser“ zu benennen, die im Laufe der Jahrhunderte in den Weserfluten versunken sind. Dazu kommen noch eine Reihe von Teilverlusten. Am Wursier Ufer verzeichnet er Lebstedt und Remingel, die der Blanke Hans vernichtete. Aber sicher liegt in diesen Zahlen noch längst nicht alles Unglück eingeschlossen, das die Fluten über die Marschenbewohner am Rande des Stromes brachten. Krüger, Nordenham, zum Beispiel hat nachgewiesen, daß am jenseitigen Ufer die Ortschaften Beer, Degens, Tedlens, Langemehme, Fedderwarden und Waddens nach gewaltigen Fluten von den Menschen aufgegeben oder doch weiter landeinwärts gelegt werden mußten. Ihre Reste liegen heute im weiten, blinkenden Watt.

Als vor einiger Zeit der Lehrer Harms mit seinem Schwiegervater Hans Dirksen, dem Vater von Rolf Dirksen, eine Strandwanderung unternahm, sahen die beiden nach dem Rücktritt der Flut an einer Stelle eine Fülle von Knochen und Scherben liegen. Als Herr Harms mit davon Nachricht gab, verwies ich ihn sofort an den

Leiter des Amtes für Marschen- und Wurtensforschung in Wilhelmshaven, der nun auch vor einigen Tagen an der bezeichneten Stelle Untersuchungen und Bohrungen vornahm. Ohne Zweifel handelt es sich hier um Reste alter Wurtensiedlungen des Mittelalters, die nun durch die Flut ausgewählt und wieder freigegeben wurden. Einen genauen Bericht wird Dr. Haarnagel erstatten, wenn die Ergebnisse seiner Untersuchungen vorliegen. Dr. Haarnagel hat bereits in Hodorf (Holstein), in Elmswarden und in Helsen bei Wilhelmshaven aufführende Grabungen durchgeführt und darüber in Morgensternversammlungen im letzten Winter berichtet. Er sprach in Bremerhaven, Cuxhaven, Dorum und Otterndorf. Die von ihm bloßgelegten Häuser sind für die Altersbestimmung unseres Niederjochens sowie für die Hausbauentwicklung überhaupt von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Der Wachsamkeit des Herrn Harms und seinem schnellen Zugreifen ist es zu danken, daß die Forschung sofort auf diese Funde aufmerksam wurde. Er war auch bei den Untersuchungen zugegen und gibt noch stehend den ersten vorläufigen und einführenden Bericht:

J. J. C.

Trotzdem trugen die Bösewichte das liebliche Meerweib aus seinem Lebensraum bis in ihre menschlichen Behausungen — aber gar bald machte der Blanke Hans mit Sturmesbrausen und Wellengetöse sich auf, sein liebstes Kind heimzuholen, die garstigen Fischer aber gründlichst heimzujagen. Der Deich brach, Land und Siedlungen gingen verloren; die bestraften Bewohner mußten versuchen, Deich und Dorf weiter ostwärts erneut aufzubauen.

Der Name Neuringel, die Wegebezeichnung „Alterlück-Spedien“ und obige Sage erinnern die Nachwelt nur noch sehr vage an den Untergang.

Das Meer gibt die Reste zurück

Durch auffällige Platen- und Stromverlagerungen im Jahre 1940 hat sich der Ebbwasserdruck eines Pfels nahe am Strand sehr verstärkt und schneidet nun eine alte, von 20 bis 30 Zentimeter Schlickschicht überdeckte Siedlungslinie an. Der zulage getretene ehemalige Kulturboden läßt sich ohne weiteres als solcher ansprechen: dunkler in der Tönung und fester als die feige Wattoberfläche, widersteht er sich dem nagenden, abtragenden Ebbstrom unglaublich lange. Dünne Dung- und Pflanschichten, gut konserviert, kommen zum Vorschein und verraten frühere Erhebungsarbeiten an niedrigen Werten, an deren dunkelgeriffelten Rändern nun Tonscherben, Tierknochen, Mauersteine von Klosterformat, alte klobige Rundpfannen, Pfähelchen, Erdbodenpflasterungen sich zeigen. Auffällig ist die große Zahl der Gefäßscherben mit groben Stauknubben.

Vorläufige Deutung

Flüchtige Probebohrungen ergaben das Schichtungs- bild einer Flachwurtensiedlung, die zu ihrer Zeit einen westlichen Deichschub voraussetzte. Eine grobe Voruntersuchung der freigespaltenen Fundstelle wies auf mittelalterliche Besiedlung im 13. bis 15. Jahrhundert hin.

Diese Funde bringen für die Freunde der engeren Heimat:

1. eine handgreifliche Bestätigung der bisher nur in Sagen und wenigen älteren Berichten behaupteten Landverluste an unserer Küste,
2. eine Erkenntnis, aus der erneut Liebe und Stolz zu unserem Land und Achtung vor den Generationen erwächst, die in gigantischem, oft aussichtslosem Ringen sich dennoch behaupteten und unsere Heimat schufen,
3. vielleicht eine Wiederbelebung der alten, nie aufgehenden Eigentumsansprüche der Wurster auf ihre Watten, für die unsere Vorfahren Jahrhunderte hindurch nicht nur hohe Abgaben, sondern auch Arbeitskraft, Gesundheit und Leben dahingeben mußten.

Seit mehreren Jahren sind die Watten Nord- und Ostfrieslands wissenschaftlich genau untersucht worden; es wäre in jeder Beziehung wünschenswert, daß die zum Teil andersgelagerten Verhältnisse im Weser-Elbe-Mündungsgebiet eine gleich gründliche Beachtung fänden! Der Fund von Altringel gäbe solchem Untersuchen zum mindesten neue Anhalte- und Orientierungspunkte zum Vergleich mit der Besiedlung des Geestrandes, der Steinklippen, der älteren Dorfwurten, der jüngeren, einmalig aufgeschichteten, noch bewohnten und anderen gleichgearteten, bereits preisgegebenen Werten.

Gerd Harms, Bremen

Verdrunken Land

Viele Ortsagen gehen auf bestimmte geschichtliche Ereignisse zurück; meistens liegen letztere zeitlich jedoch so fern, daß die Erinnerung an den wahren Sachverhalt verblasste. Die mündliche Überlieferung durch viele Generationen hindurch sorgte dann mit recht viel freierfundenem Beiwerk dafür, daß aus der anfänglich allgemeinen Anteilnahme an einem solchen tatsächlichen Geschehen mit der Zeit eine zwar unterhaltliche, jedoch wenig glaubwürdige Erzählung, eine seltsame Sage wurde, die scheinbar niemals nachgewiesen werden kann und einer geschichtlichen Beglaubigung auch nicht bedarf. Bis eines Tages ein gegenständlicher Fund den Heimatkundler an eine solche einschlägige Erzählung erinnert und ihn anregt, ihrem wahren Sachverhalt, dem geschichtlichen Kern nachzuforschen und mit neuen Erkenntnissen ein wenig das Wissen um Waschen und Werden von Heimatlandschaft, -bevölkerung und -kultur zu mehren.

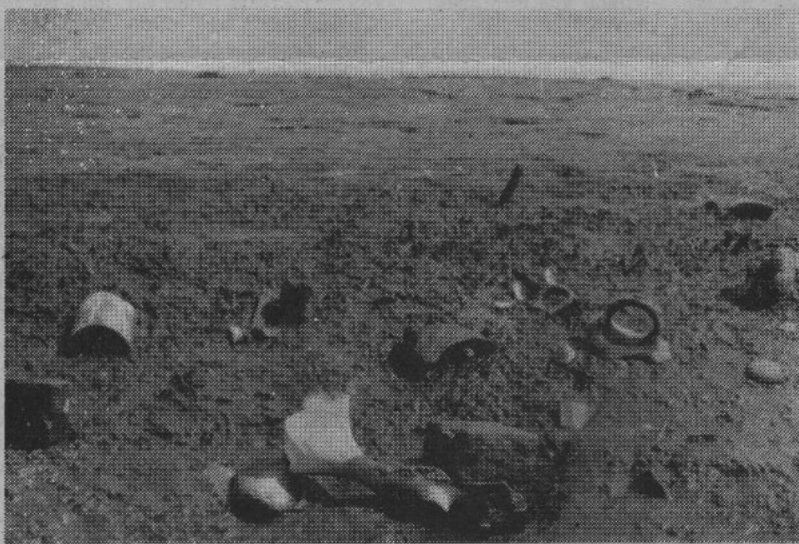
In den Fluten versunken: Rungholt und Ringel

Allgemein bekannt ist die Rungholtssage vom Untergang jenes reichen Ortes an der nordfriesischen Küste. Wer hat nicht Lillencrons „Truh, blanke Hans“ als Schüler gelesen oder gelernt: „... die Stadt ging unter vor 500 Jahren...!“ Daß diese Erzählung nicht etwa der Phantasie eines moralisierenden Menschenhüters entsprang, sondern in der Tat auf grausame geschichtliche Flutkatastrophen zurückgeht, bewies der Landwirt Andreas Busch von Nordstrand, der seit 1921 die Trümmerreste und Kulturspuren des untergegangenen Rungholt im Wattenmeer der Halligen ununterbrochen beobachtet und erforscht hat.

Auch unsere Küstenheimat zwischen Elbe und Weser hat im kleinen ihr „Rungholt“: der Boden unter dem weiten Wurster Watt, westlich und nordwestlich von Wremen, war in früheren Jahrhunderten zum Teil schon von Menschen bebaut und bewohnt. Diese Siedlungen, auf flachen Werten hinter geringem Deichschub, konnten infolge der Küstensenkungen oder Hebungen des Wasserspiegels auf die Dauer nicht gehalten werden; sie wurden ausgedeckt — natürlich oft wohl erst nach wiederholten Überschwemmungen und Verwüstungen. Sagen, die sich später aus diesen Ereignissen entwickelten, drücken immer wieder eine Art Vermessenheit der Küstenmenschen gegenüber dem Blanken Hans aus, gewürzt mit einer Prise Moralita gegen ihre Uppigkeit und Gottlosigkeit. Waren es in Nordfriesland die prohigen, hartherzigen Marschbauern von Rungholt, so forderten in unserer Gegend die prassenden, spöttelnden Welkenbauern von Lebstedt und die übermächtigen, von Gold- und Sinnenangier geblendeten Fischer von Ringel ihr Schicksal heraus.

Letztere hatten nach erfolgreichem Fischfang eine Meerjungfrau im Abendsonnenschein an einer steilen Sandbank ergreifen und mit roher Gewalt deichwärts geschleppt. Da des Mägdleins Jammern und Flehen nichts nützte, gellte zuletzt sein furchtbarer Kluch übers Watt:

„Sowiet Ji mi schlept, sowiet schall't breken, Ringel und Remingel, beides schall vergohn!“



Von den Fluten freigespalte Fundstelle Altringel

Bild: G. Harms

Die Kirche zu Dorum in katholischer Zeit

Die Kirche zu Dorum gehörte ehemals neben denen zu Imsum und Bremen zu den sogenannten Hauptkirchen des Landes Wursten, weil in ihnen jährlich zweimal von dem Archidiacon oder Propst von Hadeln und Wursten, einem hohen Domherrn des Erzbischofs von Bremen, das geistliche Sendgericht abgehalten wurde. Diese ihre hohe Bedeutung rührte von ihrer frühen Gründung her; denn man darf annehmen, daß auf der Dorumer Werde schon zur Zeit des heiligen Willehad, des ersten Bischofs von Bremen und Apostels des Landes Wursten, im 8. Jahrhundert, eine schlichte, hölzerne Kapelle erbaut und dem heiligen Urban geweiht worden war. Wann diese dann durch eine Kirche aus Feldsteinen ersetzt wurde, das läßt sich urkundlich freilich nicht mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls aber war damals die große Dorumer Werde bereits so dicht besiedelt, daß man für die neue Kirche und ihren Friedhof nur auf dem östlichen Abhang des Dorfhügels den nötigen Platz finden konnte. Die Forscher nehmen an, daß das um das Jahr 1200 der Fall gewesen ist.

Von diesem ältesten Gotteshause sind heute aber nur noch Teile vorhanden. Der ursprüngliche Turm ist wegen arger Schadhafteit 1750 abgebrochen worden. Er soll zwei Spitzen gehabt haben, worauf man an dem alten Grundgemäuer noch ablesen kann. Der noch vorhandene

Kostenrechnung für zwei Wetterfahnen geschlossen hat. Der Rumpf des jetzigen Turmes wurde dann bis 1752 von dem Maurermeister Christian Goetze aus Rotenburg aus Feldsteinen erbaut. Seine Spitze aber brannte in der großen Dorumer Feuersbrunst am 16. Juli 1757 ab und konnte erst 1863 wieder durch den Zimmermeister Diederich Stärcken aus Dorum in ihrer jetzigen Gestalt erneuert werden.

Das Chor aber der ehemaligen Kirche aus dem 13. Jahrhundert hat dem jetzigen schon in spätkatholischer Zeit aus unbekannten Ursachen Platz machen müssen. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist es laut einer Inschrift an seiner Südseite im Jahre 1510 aus Ziegelsteinen in großem Format aufgebaut worden.

Somit ist denn eigentlich nur noch das Schiff der Kirche in seiner Ursprünglichkeit vorhanden. Aber auch an seinen Mauern sind durch den Einbau von drei großen, dreiteiligen Fenstern mit weiten Rundbogen und durch die Vermauerung eines Portals an der Südseite wesentliche Veränderungen vorgenommen worden. Den wahren Eindruck von dem Bau des alten Gotteshauses und von seinem Zustande in katholischer Zeit gewinnt man nur bei der Betrachtung seiner äußeren Nordseite. Hier ist die etwa 1,10 Meter dicke Wandung aus gepulverten Felsen, die wohl die nahe Geest als Findlinge her-

gegeben haben mag, in sorgfältigem, regeltem Mauerwerk aufgeführt worden. Niedrige, rundbogige, heute vermauerte Eingangstüren haben hier, wie auch vormals an der Südseite bestanden, und drei von den kleinen Fenstern, die das Gebäude ehemals an beiden Längsseiten gehabt hat, lassen noch ersehen, daß die Kirche einst nur spärlich belichtet war und in ihrem Innern das für die katholischen Gotteshäuser so charakteristische Halbdunkel dargeboten hat. Abgesehen rahmen sorgsam behauene Sandsteinkanten die alten Türen und Fenster ein.

Aber treten wir nun einmal im Geiste in die alte, ehrwürdige Kirche zu Vorväterzeiten ein! Der weite, 26,5 Meter lange und 12,5 Meter breite Raum ihres Schiffes weist noch kein Gemälde in der jetzt gebräuchlichen Form auf, sondern nur niedrige Bänke zum Knien. In der Ostwand öffnet sich mit einem hohen Triumphbogen der Einblick in das Chor. Aber eine Kanzel ist hier noch nicht vorhanden, da bei dem katholischen Gottesdienste in der Regel keine Predigt gehalten wurde. Statt dessen aber zieht sich quer durch das Schiff vor dem Triumphbogen ein Lestner hin. Das ist eine auf Säulen und Bogen ruhende Empore, von der aus die epistolischen und evangelischen Lektionen durch einen Geistlichen verlesen wurden.

Was uns aber am auffälligsten im Kirchenschiff ist

das sind vier Nebentäfel, zwei an der Nord- und zwei an der Südwand, die hier mit ihren großen Heiligenbildern an den Rückwänden vor den Altartischen auftragen. Diese Sonderaltäre waren von frommen Gemeindegliedern gestiftet und durch den Bischof oder seinen Vertreter vier einzelnen Heiligen geweiht worden, nämlich dem heiligen Olaf (oder Olaus), dem heiligen Johannes Baptista (= Täufer), dem heiligen Michael und dem heiligen Nicolaus. Der letztere war und ist der Schutzpatron der Schiffer, und sein Altar hier in der Dorumer Kirche dürfte demnach wohl von den die Schifffahrt treibenden Eingeweihten der Gemeinde gestiftet worden sein. An jedem dieser Nebentäfel hat einst ein Hilfsgeistlicher, ein sogenannter Vikar, die Messen im Gottesdienste geleitet. Für den Lebensunterhalt der Vikare waren von den Stiftern der Altäre größere Ländereien geschenkt worden. So besaß z. B. das Vikariat S. Olaf 54 Jück, das S. Michaelis 22 Jück, während dem Hauptpastorate 85 Jück gehörten.

Doch schauen wir nunmehr nach einem letzten Blick auf die beiden Beichtstühle, die nach an den Außenwänden des Kirchenschiffes neben den Altären stehen und an denen unsere Altvordern dem Geistlichen ihre Sündenbekenntnisse ablegten, im Geiste auch noch in das Allerheiligste der Kirche, in das Chor!

Es ist ein besonders stolzes Bauwerk von 14,40 Meter Länge und 12 Meter Breite, das erst 1510, also wenige Jahrzehnte vor der Reformation im Lande Wursten, in dreifachiger Anlage mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Nebengewölbe über dem Mittelschiff und mit Kreuzgewölben auf den Seitenschiffen aus Ziegelfsteinen erbaut wurde. Mit seinem hohen First überragt es sogar das Kirchendach, ein Umstand, der sonst bei keinem Gotteshaus im Wurster Lande zu finden ist. Vor seiner Ostwand, in der sich ein jetzt vermauertes Rosettenfenster von 2,20 Meter Durchmesser befindet, stand einst der Hauptaltar. Er war wahrscheinlich mit einer künstlerischen Darstellung der Mutter Gottes geschmückt; denn die Kirche soll nach der Angabe Pratzes vielleicht auch der heiligen Maria geweiht gewesen sein. In diesem Falle hat vermutlich in altkatholischer Zeit über dem großen Altar die Skulptur (= Holzbildwerk) des sogenannten

„Wesperbildes“ gestanden, das Ende des 19. Jahrhunderts in das Morgensternmuseum in Geestmünde überging und heute leider durch den Weltkrieg zerstört worden ist. Dieses Kunstwerk stammte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und stellte eine sogenannte „Pieta“ dar, d. h. eine fast einen Meter hohe Holzfigur der Gottesmutter, die ihren toten Sohn, den Heiland, auf dem Schoße trug und ihn beweinte. Das Bildnis war in nachkatholischer Zeit bedauerlicherweise arg beschädigt worden, so daß wesentliche Teile daran fehlten. Heute ist der alte Hochaltar beseitigt und seit 1670 durch ein Werk des Bildhauers Jürgen Heidmann aus Otterndorf ersetzt worden.

Mit mancher sonstigen Außerlichkeit des katholischen Ritus verschwand allmählich auch die Ampel mit dem roten, ewigen Licht aus dem Chor und der Letzter vor seinem Triumphbogen, ersteres wohl um 1613 infolge der Anordnung des evangelischen Erzbischofs zur Abschaffung des Lichterbrennens in den Kirchen, letzterer wahrscheinlich um 1620, als die jetzige Kanzel erbaut wurde.

Aber wenn auch viele dem katholischen Kult einst dienende Dinge aus dem Kirchenchor entfernt worden sind, so sind immerhin hier noch mehrere wertvolle Kunstdenkmale erhalten geblieben.

Dahin zählen zunächst die beiden großen Kreuzfixe, die beiderseits von der Altarrückwand hängen. Von ihnen ist dasjenige mit der unter der eisernen Dornenkrone im Todeskrampfe verzerrten Heilandsgestalt das längere; es stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, also aus gotischer Zeit. Das andere, romanisch zarter stilisierte Kreuzfix mit dem friedlich entschlummerten Christus dürfte schon im Anfang des 13. Jahrhunderts geschaffen worden sein.

Unter den Sakramentsgeräten aus katholischer Zeit befindet sich ferner noch im Chor der alte Taufstein, der nach sachkundlicher Meinung aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts herrühren soll. Sein Becken besteht aus Porphyrt und wird von einem eisernen Ringe umschlossen. Wegen der daran angebrachten, ziemlich roh gearbeiteten Darstellungen von menschlichen Köpfen und

Zerbildern hat die Volkslage dem Gefäß ein vorchristliches Alter zugeordnet und es für eine heidnische Opfer-schale gehalten. Auch Pratz sah es für ein solches „Vas lustrale“ (= geweihtes Gefäß) des Götzendienstes an, das „vermutlich beim Anfange des Christentums hieselbst zertrümmert“, nachher aber mit einem starken, eisernen Bande wieder zusammengefaßt und zum besseren Gebrauche gewidmet worden sei.

Das größte und wertvollste Kunstwerk endlich aber, das die Dorumer Kirche aus katholischer Zeit besitzt, ist das sogenannte „Sakramentshäuschen“, das voreinst zur Aufbewahrung der Monstranz mit der geweihten Hostie gedient hat. Es ist von vier Dorumer Eingeweihten mit Namen Ludde Ehe Ludds, Lubbe Sibe Tannas, Ide Hannike Luidakes und Ide Johan Durks im Jahre 1524 gestiftet worden. Das Kunstwerk wurde in den Jahren 1518/19 von einem unbekannten Meister aus Sandstein gemeißelt und steht heute im südlichen Schiff des Chors, in einer Höhe von 7,80 Meter fast bis an die Decke des Gewölbes reichend. Seinen Hauptteil nimmt das vierseitige Ziborium (= Raum für den Weibrauchbehälter) ein, das an den beiden offenen Seiten von einem vergoldeten Gitterwerk abgeschlossen wird. Es ruht auf einer Mittelsäule und auf vier Ecksäulen mit Löwen als tragenden Figuren. Oberhalb des Ziboriums geht die künstlerisch ausgeführte Steinmeharbeit über in eine achteckige, sich verjüngende Pyramide mit wundervollem Maßwerk, das oben in einem sein Blut opfernden Pelikan als Sinnbild der sich selbst gebenden Liebe abschließt. Auch um unser Dorumer Sakramentshäuschen hat der Volksmund eine seltsame Sage geschlungen.

Wer heute mit geweckten Sinnen durch die Räume der alten, ehrwürdigen Dorumer Kirche wandelt, dem werden sich gewiß aus längst verklungenen Tagen der Voräter wohlwollende Bilder von der religiösen Hingabe der Altvordern aufdrängen, deren Geist nun über sieben Jahrhunderte in den hohen Hallen umgeht, und er wird die stille Stunde der Besinnung bei der Betrachtung der uns überkommenen altkirchlichen Denkmale segnen in dem Gefühle und in dem Bewußtsein: „Der Ort, auf dem du stehst, ist ein heiliges Land!“

G. J. S. von Haffel.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

„Niederdeutsche Chronik“. Diese Sendung ist im Radio Bremen jeden Sonnabend um zehn Minuten nach 14 Uhr zu hören. Welches Anliegen die „Niederdeutsche Chronik“ hat, spricht ihr Untertitel aus. Sie will Nachrichten aus dem heimatischen Leben und Schaffen geben und damit eine Lücke schließen, die schon oft von heimatisch und heimatkundlich eingestellten Menschen empfunden worden ist. Sie berichtet von kulturellen Ereignissen und Erfolgen, die uns als Bewohner der Meeresküste besonders angehen, von der vielseitigen Arbeit an der Erhaltung und Pflege überlieferter Güter, in der eine namhafte Anzahl bekannter Persönlichkeiten staatlicher Institute und Verbände rastlos tätig ist. Selbstverständlich werden dabei auch die Ziele und Aufgaben der Heimaterenignungen gepflegt.

Die „Niederdeutsche Chronik“ kommt zu uns nicht mit dem kalten Ernst des politischen Nachrichtensprechers, sondern sie will vielmehr in der Form der Unterhaltung und des Plaudertones anregend, vielseitig und abwechslungsreich sein.

Niederweser? Untersachsen? Niemals fährt ein Schiffer von Köln aus auf dem Unterhein und nach den Unterlanden, sondern er fährt auf dem Niederhein nach den Niederlanden. Bei uns dagegen spricht man fast allgemein von der Unterweser und von der Unterelbe. Unten ist im Niederdeutschen aber nur das, was unter etwas anderem ist. Wenn zwei Jungen sich fassen, dann liegt zum Schluß einer unten und der andere oben. Deshalb auch die Frage: „Kannst du em unnerkiegen?“ Oberweser und Niederhein können wohl unter einer Brücke hindurchfließen, aber da Elbe und Weser in ihrem Unterlauf nicht zugeordnet sind, so muß es sprachlich folgerichtig heißen: Niederelbe und Niederweser.

An der Elbe reden die Hafenbehörden zwar auch noch von der Unterelbe, aber die Post schreibt: Otterndorf a. d. Niederelbe. Aber trotz des schönen Buches von D. Steilen „Die Niederweser“ heißt es bei unseren Behörden und auch bei Privaten noch immer: Unterweser. Vor Jahren habe ich einmal darüber in „Niederdeutsche“ geschrieben. Kein Echo! Auch der Verein für Niederdeutsche Sprachforschung meinte: gegen solche Sprachfunden ist schwer etwas zu erreichen.

Vielleicht kommt es noch so weit, daß die Untersachsen in Niederhosen herumlaufen.

Im Hinblick auf Dr. Bohl, der sein Lebtag gegen diesen Unsinns kämpfte, möchte ich mich nun noch einmal an alle Heimatfreunde wenden und sie bitten, in Zukunft nur noch Niederweser zu sagen und zu schreiben. Vor allem aber wende ich mich an den Rundfunk. Wenn er künftighin in seinen Bekanntmachungen nur noch von der Niederweser und von den Niederweserhäfen sprechen würde, ich glaube, daß der Erfolg nicht ausbleibe.

M. B.

Heimat und Gegenwart. Zu diesem Thema sprach auf dem letzten Niedersächsentag in Braunschweig der 2. Vorsitzende des Niedersächsischen Heimatbundes, Professor Dr. Deckert:

„Wir haben“, so sagte er, „am meisten Angst vor unseren eigenen Freunden, die hier ein Stück Mauer und dort ein Gebäude retten wollen. Wahre Heimatpflege treibt der, der für wirtschaftlich und sozial gesunde Verhältnisse sorgt. Die eigentlichen Gefahren liegen in der unechten Romantik und der reaktionären Sentimentalität. Sie haben die Heimatpflege in Verruf gebracht. Wir brauchen keine Heimatpflege, wenn alles gesund wäre. Der Pflege bedarf der Kranke. Daher muß Heimatpflege nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft gerichtet sein. Bedroht wird die Heimat durch dreierlei, durch Unkenntnis, Mißachtung und Gewinn-sucht, vor allem durch das letztere.“

Eine Kreiskulturtagung in Speckenbüttel. Die Kreisverwaltung des Landkreises Wesermünde hatte 150 Einladungen hinausgeschickt, der etwa 90 Personen Folge leisteten. Sinn der Zusammenkunft war es, Einzelpersonlichkeiten und Vertreter von Verbänden (Morgenstern, Bauernhausverein) und Vertreter der Schule, der Polizei, der Bauverwaltung, der Presse, der Forstwirtschaft usw. zu einer Aussprache über die kulturellen Belange des Kreises zusammenzuführen. Rektor J. J. Cordes sprach als erster über „Unser Morgensternmuseum“. Er verwies besonders auf den Vertrag, der zwischen Bremerhaven und dem Kreise abgeschlossen wurde, um gemeinsam ein neues Museum wieder einzurichten. Vertreter des Kreises im Kuratorium des Museums sind Fr. Lübs, Padingbüttel, und Bürgermeister Splitt, Döbstedt. Weiter sprach Dr. Sauertage, der Bezirksbeauftragte für Naturschutz im Bezirk Stade über „Die rechtlichen Grundlagen des Naturschutzes“. Und schließlich erhielt J. J. Cordes noch einmal das Wort zu seinem Vortrag über das Thema: Heimat und Schule. Die Aussprache erfolgte an Hand von Richtlinien, die er der Versammlung vorlegte. Die rege Aussprache zeigte, daß die Wiederholung solcher Tagungen zweckmäßig sein würde, zumal auch der Wunsch nach einer neuen Zusammenkunft im kommenden Jahre geäußert wurde. Andere Kreise wollen dem Beispiel Wesermündes folgen.

Professor Lehmann, Altona, 85 Jahre alt. Am 1. November konnte Professor Lehmann auf ein von Arbeit und Erfolg gesegnetes Leben zurückblicken. Sein Museum ist zum volkstümlichsten Museum Hamburgs geworden. Tiefgründige Kenntnis unseres Volkstums und ein ausgeprägter Schönheitsinn waren ihm die Mittel zum Ausbau seines vorbildlichen Museums. Als der Morgenstern seinerzeit die Kenner und Forscher der niederländischen Besiedlung unserer Heimat zu einem großen Treffen in Neuhaus (Oste) aufrief, war Professor Lehmann einer der eifrigsten und kenntnisreichsten Teilnehmer. Als Ergebnis seiner umfassenden Hausfor-

schungen in Schleswig-Holstein kann die prächtige Modelldarstellung der schleswig-holsteinischen Haustypen gelten.

„Die Kunde“ erscheint wieder. Seit der Wiederbegründung des Niedersächsischen Landesverbandes für Urgeschichte haben sich schon viele alte und neue Freunde der Urgeschichtsforschung wieder zusammengefunden. Über vielen im Lande wird diese Wiederbegründung bislang unbekannt geblieben sein. Meldungen zum Beitritt (Jahresbeitrag 3 DM, Schüler Studenten und Arbeitslose 1,50 DM) sind an Professor Dr. Jacob-Friesen, Landesmuseum in Hannover, zu richten. Auch die Zeitschrift „Die Kunde“ erscheint jetzt wieder.

„Neues Archiv für Niedersachsen“. Herausgeber ist Professor Dr. Kurt Brünning, Hannover. Druck und Verlag von Walter Dorn in Bremen-Horn. Hest 15 — 165 Seiten — Einzelpreis 2,40 DM.

Das „Neue Archiv“ erscheint seit Hest 14 in einem größeren Format und in erweitertem Umfang. Hest 15 wird unsere Leser besonders anziehen: es umfaßt die Abhandlungen, die Mitarbeiter und Freunde dem langjährigen Leiter des Niedersächsischen Volkskundemuseums Hannover, Dr. Wilhelm Pfeiler, zum 70. Geburtstag am 21. März 1950 als Festschrift überreicht haben. Außer einem Lebensabriß Pfeilers (Verhey) und einem Verzeichnis seiner Schriften (Stille) bringt es Aufsätze über die Heimatmuseen Niedersachsens (Jacob-Friesen und Körner), zur Hausforschung besonders Niedersachsens (Bader, Haarnagel, Gerlich, Eichen, Grohne, Wickop), über Volksglauben und Brauchtum in Hölty's Dichtungen (Stille), Wandlungen im Landschaftsbild der Heide (Wagner), Wälfungen im Hildesheimischen (Evers), zur geographischen Volkskunde (Verhey). Dr. Pfeiler steht unserem Heimatbunde in seiner Forschung und auch persönlich nahe; so mögen viele Morgensterner gern zu dem schönen Hest greifen.

Der Schatzmeister macht darauf aufmerksam, daß er die für 1950 noch ausstehenden Jahresbeiträge (mindestens 4 DM), nunmehr durch einen Boten in der Stadt Bremerhaven einsammeln lassen wird. (Botenlohn 20 Pf.). Unsere auswärtigen Mitglieder werden mit besonderem Schreiben an die Zahlung erinnert werden. Wir bitten, diesen Schritt um der gemeinsamen guten Sache willen nicht abzulehnen; nur so kann die gesamte Morgensternarbeit, insbesondere die Herausgabe des neuen, wieder unentgeltlich zu liefernden Jahrbuchs gesichert werden. Das letzte Jahrbuch kann noch für 2,50 DM vom Schriftführer (Schröter, Langen) bezogen werden.

R.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preise von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten Druck und Verlag: Nordwestdeutsche Verlagsgesellschaft mbH Bremerhaven, Hafenstr. 140. Für den Inhalt verantwortlich: J. J. Cordes, Bremerhaven, Timmermannallee 24.